

Zeitzeugen und die historische Zunft

Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss¹

Alexander von Plato

[BIOS 13 (2000), Heft 1, 5-28]

Einstieg: Eine einfache Geschichte

Vor 20 Jahren interviewte ich Herrn Cronenberg. Er war Jahrgang 1900, Arbeiterkind, wurde noch 1918 zur Marine eingezogen, beschrieb sich als Teilnehmer der Räterevolution in Wilhelmshaven, des Kapp-Putsches, als Kommunist der Weimarer Republik, als Widerständler im Dritten Reich. Als „authentischer Zeuge der Novemberrevolution“ wurde er mir in einer Schule vorgestellt, wo er gerade den höheren Klassen die Novemberrevolution am Ende des Ersten Weltkrieges nahebrachte. Er war in den 70er Jahren ein beliebter Zeitzeuge zunächst im Westen geworden, wo er noch in den 60er Jahren um seine Anerkennung als Widerstandskämpfer gebangt hatte, dann auch im Osten, denn auch in der DDR war er als Zeitzeuge der Novemberrevolution und des Widerstandes angesehen.

Ich brauchte zwei Interviews, um herauszufinden, dass es äußerst fragwürdig ist, ob er als Augenzeuge die Novemberrevolution erlebt hatte und ob er aktiver Widerstandskämpfer gewesen war. Ich verfolgte die Spuren seiner realen und seiner vorgegebenen Geschichte. Als Biographieforscher fand ich beides interessant und historiographisch interpretationswürdig, musste auch herausfinden, ob er in seiner Geschichte die „Unwahrheit“ sagte, und mich fragen, warum er seine Geschichte anders erzählte, als sie mir in anderen Quellen, auch in seinen eigenen Briefen, entgegenschlug. Aber als Zulieferant von Gedenkstätten war ich hin- und hergerissen: Kam es letztlich für eine Führung in Museen oder für Lehrer darauf an, ob Herr Cronenberg selbst erlebt hatte, was er erzählte? War es für Pädagogen nicht wichtiger, ob er „Qualifikationen als professioneller Zeitzeuge“ besaß und in Schulen, Gedenkstätten und Traditionskabinetten mit der Aura des Authentischen, emotionale Anteilnahme erheischend und lebendig das in 20 Minuten darstellen konnte, was den Schülerinnen und Schülern in einer Schulstunde oder Besucherinnen und Besuchern in einer Führung vermittelt werden sollte?

¹ Dieser Aufsatz gründet auf einem Vortrag, der als Problemaufriss für die Konferenz „Der Zeitzeuge als natürlicher Feind der historischen Zunft?“, gehalten wurde. Die Konferenz wurde vom Psychologischen Institut der Universität Hannover und dem Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen im Januar 2000 in Lüdenscheid durchgeführt.

Herrn Cronenbergs Geschichte enthält viele Elemente, die auf das Thema „Zeitzeugen als natürliche Feinde der historischen Zunft“² führen. Auf den ersten Blick scheint es nur um die Frage der Glaubwürdigkeit zu gehen, sogar um eine Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen, die sich unterschiedlich zu stellen scheint für die Wissenschaft und für Gedenkstätten oder Schulen. Aber schon die Probleme, die so einfach in Gestalt von Herrn Cronenberg daherkommen, zeigen eine tiefere Komplexität:

Seine erzählten Geschichten, ob erfunden oder nicht, sagen etwas über ihn, das Umfeld der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts und vor allem über die Erwartungen an ihn aus. Sie verlangen nach historischer Interpretation – und dies durch Wissenschaftler, die selbst eingebunden sind in Zeitgenossenschaften, Generationen, politisch-weltanschauliche Orientierungen usw.³

Mehr noch: Herr Cronenberg ist inzwischen gestorben, und auch die Museen zum Kapp-Putsch und das gesamte Umfeld der 70er und 80er Jahre existieren heute nicht mehr, zum Beispiel an Schulen und Universitäten, in denen er gern und routiniert aufgetreten war – im Westen nicht, aber vor allem nicht im Osten Deutschlands, wo nach 1989 mit der DDR auch nahezu alle einschlägigen Traditionskabinette eingegangen sind.

Deutschland ist ein Paradebeispiel dafür, dass es bei den Cronenbergs nicht nur um die Frage der Glaubwürdigkeit geht. Es geht vielmehr um die Bedeutung subjektiver Erinnerungen und subjektiver Quellen überhaupt, um biographische Selbstkonstruktionen in einer sich mit vergangenen Perspektiven schwertuenden Gegenwart, um die Bedeutung früherer Erfahrungen aus einem vergangenen Umfeld für ein neues, um die gesellschaftlichen und intergenerationellen Auseinandersetzungen um Vergangenheit, um Bewertungen oder sogar um die Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart. Hätte ich statt Herrn Cronenberg einen Auschwitz-Überlebenden gewählt, wären sofort andere Sympathien und Identifikationen, Vorsichten und Hemmungen des Umgangs mit der Glaubwürdigkeit problematischer Erinnerungen aufgetaucht; hätte ich einen Zwangsarbeiter gewählt, wäre die Gegenwart der Debatten um deren Entschädigung wirksam geworden; hätte ich einen Vertriebenen und dessen alte Trachten genommen, wären politische Zuordnungen anderer Art in die Interpretation eingeflossen. Welcher Zeithistoriker oder welche Zeithistorikerin würde bestreiten, dass diese Wirksamkeiten oder „politischen Korrektheiten“ nicht auch ihn oder sie in der Wahl des Themas, in den Absicherungen der Thesen oder in der gesamten Interpretation gefangen nehmen würden. Zu oft ist (Zeit-)Geschichte im letzten Jahrhundert neu- oder umgeschrieben worden.

Was bedeutet dies für die historischen Wissenschaften und für die Gedenkstättenarbeit? Und wie beeinflussen sich historisch eingebundene Wissenschaft, Zeitzeugenschaften, Publikumsumfeld, pädagogische Zwecke und mediale Präsentation gegenseitig? Bei dem Versuch, diese Fragen zu beantworten, werde ich im Folgenden nicht nur grundsätzliche Fragen nach den subjektiven Quellen und Fragen des individuellen und kollektiven Gedächtnisses berühren, sondern auch das Verhältnis von Erinnerung und Wirklichkeitsbezug in Interviews sowie Interviewtechniken.

2 So der Titel der Veranstaltung, allerdings mit Fragezeichen.

3 Auch ich hörte Herrn Cronenberg damals mit großem, sympathisierendem und zunächst unkritischem Interesse zu.

Streit um subjektive Quellen

Der Streit um die Cronenbergs ist nicht neu. Wer mit subjektiven Erinnerungszeugnissen und insbesondere mit Zeitzeugenbefragungen arbeitet, der bewegt sich auf schwan-kenden Planken und laviert sein Schiff zwischen Scylla und Charybdis, zwischen zwei großen Gruppen von Kritikern: auf der einen die, die Fragen nach der Bedeutung von Subjektivität in der Geschichte ebenso prinzipiell ablehnen wie subjektive Erinnerungs-quellen und sich auf zeitgenössische „traditionelle“ Quellen wie die Verwaltungsakten beschränken, auf der anderen jene, die zwar solche Quellen nutzen, allerdings nur als gegenwärtige Momentaufnahme bei Aberkennung jeder Aussagekraft zu vergangenen Wirklichkeitsbezügen.

Scylla oder die Traditionalisten

Seit dem Historismus wird in der historischen Zunft der Streit um die Bedeutung sub-jektiver Quellen, besonders um subjektive Erinnerungszeugnisse, für die Historiogra-phy geführt. Mit subjektiven Erinnerungszeugnissen sind sehr unterschiedliche Quel-len gemeint: einmal alle Selbstzeugnisse wie Tagebücher, Fotoalben, private Filme, Berichte zu herausragenden Ereignissen (wie zu Kriegen, [politischen] Verbrechen, Haft, Flucht oder Gefangenschaft), Briefe, Schulaufsätze, Autobiographien und Ähnli-ches mehr, die in einem unterschiedlichen zeitlichen Abstand zu den Ereignissen ent-standen sind, aber von den entsprechenden Personen selbst produziert wurden. Darüber hinaus sind es Berichte und Einschätzungen Dritter, Zeitzeugenberichte, nachträgliche schriftliche oder mündliche Zeugenaussagen, die ebenfalls in unterschiedlicher Nähe zu den zu untersuchenden Ereignissen, Entwicklungen oder Personen stehen. Außer-dem handelt es sich häufig um Quellen, die in Dialogform nach dem zu untersuchenden Zeitraum produziert werden, wie zum Beispiel Interviews, sei es auf Video, sei es auf einem Tonträger.

Viele Kritikpunkte, die man gegen die subjektiven Quellen einwendet, könnten auch gegen jede andere Quelle eingewandt werden, insbesondere gegen Verwaltungs-akten, die von Subjekten in staatlichen Regierungs- oder Verwaltungsstellen mit spezi-fischen Interessen angelegt wurden. Die ernstzunehmenden Hauptkritikpunkte speziell an subjektiven Quellen waren und sind:

- Als subjektive Quellen geben sie nur die Erinnerung einzelner wieder, lassen keine begründete Verallgemeinerung über die Befragten hinaus zu.
- Sie sind in subjektivem Interesse entstanden.
- Sie sind zumeist Quellen, die – wie Autobiographien – lange nach den beschriebe-nen Ereignissen und häufig in legitimatorischer Absicht niedergelegt wurden.
- Nichts ist so trügerisch wie die Erinnerung oder das Gedächtnis, überlagert von neuen Ereignissen und Erfahrungen.
- Mündliche Quellen sind überdies zumeist im Dialog mit anderen entstanden, die überwiegend auch die Auswertenden sind – und sich damit ihre eigenen Quellen schaffen, sie sagen höchstens etwas über die jeweilige Gegenwart und die Sicht der Beteiligten oder über die Codes ihrer Verständigung oder ihre Ablehnung oder Iden-tifikationen aus.

Ich möchte mir diese Kritikpunkte genauer vornehmen und die Probleme, die im Umgang mit diesen Quellen mit Regelmäßigkeit auftreten, und Leistungen, die in dieser subjektiven Perspektive hervorgebracht wurden, wenigstens beispielhaft erörtern.

Missverständnisse?

Ein Teil der genannten Kritikpunkte, die allen präsent sind, die sich länger mit der „Erfahrung“ oder der Bedeutung von „Subjektivität“ befasst haben, basiert auf zwei groben Missverständnissen: dem einen, es ginge in mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten primär um eine genaue Erinnerung an bestimmte Ereignisse und deren Wiedergabe, oder dem zweiten, Mentalitätshistoriker würden den Erinnerungsquellen unkritisch, überidentifiziert und in naivem Glauben an deren Wahrhaftigkeit gegenüberstehen. Dieser Teil der Kritik verpufft ins Leere, wenn man die Untersuchungsrichtung und die Ziele solcher Forschungen betrachtet: Es geht hier ja häufig gerade um die „Subjektivität“ in der Geschichte, und dazu bedarf es besonderer Quellen, die uns etwas über diese Subjektivität vermitteln können. Wer die Subjektivität der Quellen kritisiert, müsste in Wirklichkeit nicht die Quelle, sondern die Thematik als irrelevant kritisieren. Dies wäre jedoch mehr als fragwürdig, weil es hieße, ein, wenn nicht das wesentliche, Element aus der Geschichte zu eliminieren, nämlich Subjekte im Umgang mit den Zwängen und Möglichkeiten ihrer Zeit, ihre Sicht, ihre Erfahrung und schließlich ihre Verarbeitung zu vernachlässigen. Gerade Deutschland ist fast ein Extrembeispiel dafür geworden, was die politische Kultur beschränkt und die spätere Geschichtswissenschaft verliert, wenn sie die subjektive Erfahrung und die Verarbeitung von Geschichte vernachlässigt. Die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg und deren politische Kultur waren beispielsweise mitbestimmt von den Debatten um das Verhältnis zur nationalsozialistischen Vergangenheit. Und das Ende der Weimarer Republik, der Aufstieg des Nationalsozialismus und die Kriegsvorbereitungen für den Zweiten Weltkrieg wären unverständlich, würde man nicht die Empfindung der „nationalen Schmach“ der Niederlage im Ersten Weltkrieg und die Ablehnung des Friedensvertrags von Versailles bzw. der verschiedenen Reparationsabkommen in weiten Teilen der Bevölkerung als Erklärungen heranziehen. Viele Zeithistoriker haben sich solchen Themen zugewandt, sei es auf politisch-administrativer Ebene über die „Vergangenheitspolitik“ (Frei 1999; Reichel 1995), sei es auf anderen Ebenen der Überlieferung inklusive der subjektiven.

Verarbeitung und Überlieferung

In den meisten mentalitätsgeschichtlichen Forschungen geht es also nicht um die präzise Erinnerung an Ereignisse, sondern um die Verarbeitung früherer Erlebnisse und Erfahrungen. Dennoch ist zumeist das Gedächtnis und besonders seine ungenaue Erinnerungsleistung zentraler Angelpunkt der Kritik an subjektiven Erinnerungsquellen. Das Gedächtnis sei eine wenig vertrauenswürdige Instanz und dessen Inhalte durch spätere Erlebnisse und Verarbeitungen, durch nachfolgende andere Bewertungen und durch ein neues soziales Umfeld überlagert und verändert. In der Tat, darum geht es: Das Gedächtnis ist ein sensibles Instrument, und seine Leistungen sind schwer zu interpretieren. Wir leben in einem Geflecht von alten und neuen Erfahrungen, das unsere heutigen Haltungen und Bewertungen bestimmt. Wir erinnern uns zwar nicht immer genau, sind aber dennoch ohne aufgetürmte und sich überlagernde Erfahrungen nicht nur ohne Vergangenheit, sondern vermutlich auch ohne Orientierung in der Gegenwart,

ohne Fähigkeit der Zuordnung, ohne emotionale Empathien und Zuwendungen. Wir sprechen also trotz mangelnder genauer Erinnerungen von einem Gedächtnis nicht nur bei Individuen, sondern von kollektivem Gedächtnis oder sogar von kollektiven Mentalitäten in ganzen Gesellschaften. Jeder Einzelne, die Politik, die Werbung und der Journalismus stellen solche Erinnerungen und Mentalitäten in Rechnung. Zu Recht? Oder sind diese Phänomene – im Sinne eines positivistischen Verdikts – nicht wissenschaftlich fassbar? Die Antworten auf diese „einfachen Fragen“ stellen die historische Zunft vor Grundsatzprobleme, keineswegs nur die Mentalitätshistoriker.

Zunächst: Zeitzeugen sind nicht nur Zeugen für ihr je nach Individuum unterschiedlich gesehenes und erfahrenes Erleben, sondern haben ein jeweils aktuelles Umfeld, gemeinhin „Erinnerungskultur“ genannt. Dieses Umfeld bestimmt ihr Erleben mit, strukturiert ihre Präsentation, vermutlich auch ihre Erinnerung, gibt ihnen Anerkennung und Wärme, wofür manche sich auf eigene Weise dankbar erweisen durch ihr Auftreten – hier ist Herr Cronenberg nur ein besonderes Beispiel. Außerdem findet die Verbalisierung von Erinnerung in erzählerischen Gattungen statt, die quasi überindividuelle Gussformen liefert. Dazu gehört unser Aufwachsen in Märchen und Sagen, unsere Lektionen im Verfassen von Aufsätzen mit Einführung, Aufbau und Pointe – oder unsere Art, Witze zu erzählen, uns darzustellen und zu legitimieren ohne allzu sichtbares Selbstlob. Sogar die Art und Weise, Akten anzulegen oder Artikel zu schreiben, orientiert sich an speziellen Formtraditionen.

Seit Maurice Halbwachs, der bereits in den 20er Jahren Fragen nach den sozialen Bedingungen des Gedächtnisses behandelte, wird daher nicht nur vom individuellen, sondern auch vom kollektiven Gedächtnis gesprochen (Halbwachs 1996).

Von der „kommunikativen“ zur „kulturellen Erinnerung“?

Die historischen Wissenschaften (aber auch und besonders die Museen und Gedenkstätten) sind stärker mit Zeitzeugen verbunden, als es auf den ersten Blick erscheint: Die Konzeptionen der Ausstellungsmacher zum Beispiel zum Nationalsozialismus sind in vielen Fällen in einem Umfeld entstanden, das noch eng mit dem der Zeitzeugen in Konnex stand. Auch Historikerinnen und Historiker selbst sind eingebunden in Sprache, Wertung, Gewichtung usw. in ihr schichten- oder geschlechtsspezifisches, ihr generationelles Umfeld. Das führt wenigstens einen Teil von ihnen dazu, die unmittelbare Überlieferung durch Beteiligte und Augenzeugen als „kommunikative Tradierung“ zu bezeichnen, so Elisabeth Domansky und Harald Welzer (1999) in Entwicklung der Begrifflichkeit von Aleida und Jan Assmann (vgl. Aleida Assmann 1999;⁴ Aleida Assmann/Harth 1991; Jan Assmann/Hölscher (Hg.) 1988; Jan Assmann 1988; Jan Assmann 1997²). Mit „kommunikativem Gedächtnis“ ist demgegenüber mehr gemeint, als nur die Überlieferung durch Zeitzeugen, sondern: „Unter ‚kommunikativem Gedächtnis‘ verstehen sie [die Assmanns] diejenigen Ereignisse sowie die darauf bezogenen Erinnerungsstrategien, auf die sich Kollektive in einem komplizierten Prozess von diskursiven Strategien ‚einigen‘.“ (Domansky/Welzer: 20).

Die Kollektive, von denen hier die Rede ist, sind zum Beispiel Familien, Milieus, Parteien oder gar Nationen, aber auch bestimmte Gruppen, denen es um ein besonderes Gedenken an Leiden und Verfolgung oder an Leistungen und heroische Taten geht. Sie

4 Vgl. hier besonders: Aleida Assmanns neues Buch, das 1999 erschienen ist und noch kaum Eingang in die hier geführte Diskussion fand.

bestimmen aus genannten Gründen die Erinnerung selbst mit. Erinnerung – zunächst als individuelle Erinnerung gemeint – wird im Nachhinein so der Selbstverständlichkeit beraubt, die sie zu einer rein individuellen Erinnerung machte. Wir erinnern uns schon in einer Weise, die auf kollektive Sozialisationsinstanzen verweist, im Rahmen von Kollektiven, die Erinnerungen oder Wahrnehmungen aufnehmen, bestätigen oder ablehnen, und wir erzählen von Erlebnissen in Erzählformen, die ihrerseits Erinnerung strukturieren.

Hier liegt die tiefere Komplexität unseres Problems. Und noch komplexer wird es im weiteren Lauf der Zeit, wenn sich die dominierenden Kollektive – nicht nur die Zeitzeugen – verändern oder wenn neue Dominanzen entstehen, die zum Zeitpunkt ihres Entstehens die Erinnerungen wenig bis gar nicht beeinflussen konnten: Die nachfolgenden Generationen haben nicht dieselben Wertemuster und nicht den gleichen Erfahrungshorizont wie die Zeitzeugen. Jeder Mensch hat das Gefühl, mit dem Älterwerden authentische Erfahrung zu repräsentieren. Umso bestürzender ist es, wenn „die“ Geschichte, die geschriebene, die im Fernsehen oder in Ausstellungen präsentierte Geschichte, den Personen, die diese Geschichte erlebt haben, als fremd oder gar feindlich gegenübertritt. Für erstmalige Zeitzeugen⁵ ist dies traurig genug. Für routinierte Zeitzeugen muss dies noch bestürzender sein, eine Entwertung ihrer Erfahrungen, quasi ein Tod vor dem Tod.

Wie sehr die Beklemmung der Zeitzeugen zunehmen muss, wenn sich nächste Generationen ohne alte Bindungen an frühere Freunde, Kameraden oder die Nation an die Bewertung der jungen Vergangenheit machen – dafür ist die Reaktion auf die Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht“ ein Beispiel. Denn sowohl Leiden wie Heldentaten schaffen das Selbstbewusstsein, besondere Repräsentanten historischer Wirklichkeit zu sein. In vielerlei Hinsicht erschweren Zeitzeugen daher durchaus die Arbeit der Gedenkstätten oder der historischen Wissenschaften. Gerade die Emotionalität der Zeitzeugen, die ein hilfreiches Element in der Didaktik der Gedenkstätten sein kann, ist bekanntermaßen zugleich komplizierend für wissenschaftliche Untersuchungen, aber auch für Gedenkstätten. Man denke nur an die Konkurrenzen zwischen KZ-Überlebenden und ehemaligen Häftlingen der sowjetischen Lager um Ausstellungsflächen in Gedenkstätten an Orten, die beide Vergangenheiten zu dokumentieren haben. Die Häftlinge der ehemaligen Speziallager zeigen außerdem, wie sich die Beurteilung durch dominierende Öffentlichkeiten ändert und die Erinnerung beeinflusst: Waren die Häftlinge in den 50er Jahren auch in der Sozialdemokratie noch wohlgeleitene Zeugen gegen die Sowjetunion im Kalten Krieg, so änderte sich dies mit der Entspannungspolitik, sodass viele ehemalige Speziallagerhäftlinge nicht einmal vor ihren Kindern mehr von ihrer Haftzeit berichteten, um nicht in den Verdacht zu kommen, Nazis gewesen zu sein. Ihre Erbitterung darüber verändert ihre Erinnerung: Sie fühlen sich sogar im Westen als niemals beachtete „Opfergruppe“, auch nicht in den 50er Jahren, obwohl viele von ihnen in Zeitungen beschrieben wurden und im Rundfunk zu Wort kamen. Die Forschung darüber ist im Übrigen ein Musterbeispiel für eine mentalitätsgeschichtliche Untersuchung, die durch den Vergleich subjektiver Quellen mit anderen ihre Ergebnisse zu Tage förderte, und zugleich ein Beispiel für die Problematik, in Deutschland

5 Diese „jungfräulichen Zeitzeugen“ sind meines Erachtens für die Historiographie ebenso von den professionellen Zeitzeugen zu unterscheiden wie die Augenzeugen von den „sekundären Zeitzeugen“ oder die unmittelbar nach einem Ereignis wiedergegebene Beschreibung von der später erinnerten.

von einer „Einigung“ auf „Erinnerungsstrategien“ der Kollektive im kommunikativen Gedächtnis zu sprechen. Es ist eher – und ich hoffe, Eulen in das Athen dieser Theoretiker zu tragen – die Zerstrittenheit und Zerrissenheit verschiedener Kollektive mit jeweils eigenen Traditionen und verselbständigten Mythen, die hierzulande ins Auge springen, und es ist die Kurzfristigkeit und die Kurzlebigkeit einer Einigung auf Erinnerungsstrategien, die das Deutschland des 20. Jahrhunderts auszeichnen mit den verschiedenen Bildern auf den Ersten Weltkrieg, den Nationalsozialismus, die Teilung Deutschlands, die beiden Diktaturen oder den Kalten Krieg. Aber vielleicht macht diese Zersplitterung die Zwänge zur Einigung, den Konsensdruck innerhalb der einzelnen Kollektive nur noch drängender, und seien sie noch so kurzfristig, um zur Manifestation bzw. Präsentation von Objekten und Ritualen zu kommen und damit zum „kulturellen Gedächtnis“ voranzuschreiten. „Als ‚kulturelles Gedächtnis‘ bezeichnen sie [die Assmanns] diejenigen Objekte und Rituale, in denen sich solche (Erinnerungs-)Strategien manifestieren.“ So Domansky und Welzer (1999: 20).

In welchen Zeiträumen wird hier gedacht? Von einer „Einigung“ zu einer solchen „Manifestation“ im Gedächtnis einer Kultur kann wohl erst nach längerer Zeit der Überlieferung und Ritualisierung gesprochen werden, wenn diese Manifestationen auch einen länger dauernden Bestand über Generationen hinweg gezeigt haben. Man denke nur an die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg: Bis heute hat es nur je nach Milieu und Generation wechselnde Einigungen und Ritualisierungen gegeben. Nicht einmal auf die Darstellung der Zerrissenheit und der Unversöhnlichkeit von Erinnerungen konnten sich die großen Museen und Gedenkstätten einigen. Mir scheinen beide, das kommunikative und erst recht das kulturelle Gedächtnis, doch eher Ausdruck einer Theorie der langen Wellen in einer Gesellschaft oder einer Kultur zu sein.

Aleida Assmann selbst beschreibt daher zu Recht das kulturelle Gedächtnis als „epochenübergreifendes Gedächtnis, das durch normative Texte gestützt ist“, und das kommunikative Gedächtnis als „in der Regel drei Generationen verbindende[s] Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen“ (Aleida Assmann 1999: 13). Sie zitiert⁶ Reinhart Koselleck (1994), der mit Blick auf die Shoah schrieb: „Mit dem Generationswechsel ändert sich auch der Gegenstand der Betrachtung. Aus der erfahrungsgesättigten, *gegenwärtigen* [Hervorhebung im Original] Vergangenheit der Überlebenden wird eine *reine Vergangenheit* [Hervorhebung im Original], die sich der Erfahrung entzogen hat. [...] Mit der aussterbenden Erinnerung wird die Distanz nicht nur größer, sondern verändert sie auch ihre Qualität. Bald sprechen nur noch die Akten, angereichert durch Bilder, Filme, Memoiren.“ (ebd.: 14).

Man weiß nicht, ob Koselleck diesen „Qualitätswechsel“ nur nüchtern als einen Übergang beschreibt, wobei jeder Qualität ihr eigenes Recht bleibt, oder ob er nur die neue Qualität als den eigentlichen Fortschritt hin zur Wissenschaft meint, was Zeitgeschichte insgesamt infrage stellen würde. Letzteres scheint er im folgenden Zitat zu meinen: „Die moralische Betroffenheit, die verkappten Schutzfunktionen, die Anklagen und die Schuldverteilungen der Geschichtsschreibung – all diese Vergangenheitsbewältigungsstrategien verlieren ihren politisch-existentiellen Bezug, sie verblassen

6 Zunächst geht es ihr darum, dass heute von einer Gedächtniskrise gesprochen wird, zum Beispiel von Pierre Nora (1990) „als eine Abkoppelung der Gegenwart von der Vergangenheit“ konstatiert (Aleida Assmann 1999:13).

zugunsten von wissenschaftlicher Einzelforschung und hypothesengesteuerten Analysen.“ (Koselleck 1994, zitiert nach Aleida Assmann 1999: 14).

Assmann fragt, mir sehr verstehbar, ob denn „die Geschichte“ „in den Köpfen, Herzen und Körpern der Betroffenen erst ‚gestorben‘ sein [muß], ehe sie sich als Wissenschaft wie der Phoenix aus der Asche der Erfahrungen erheben kann“. (ebd.: 14). Objektivität sei – so Aleida Assmann – nach dieser Auffassung „also nicht allein eine Frage der *Methode* [Hervorhebung im Original] und der kritischen Standards, sondern auch der *Mortifikation* [Hervorhebung im Original], des Absterbens, des Verblassens von Leid und Betroffenheit.“ (ebd.). In Bezug auf die Shoah scheine es gegenwärtig fast umgekehrt. Je weiter entfernt der Holocaust rücke, um so vitaler werde er. Sie fährt fort: „Während bestimmte Arten von Gedächtnis im Rückzug begriffen sind, wie das Lerngedächtnis, das Bildungsgedächtnis und in Bezug auf die Shoah, das Erfahrungsgedächtnis [noch lebender Zeugen], nehmen andere Formen des Gedächtnis wie das der Medien oder der Politik offensichtlich an Bedeutung zu.“ (ebd.: 15).

Man kann hinzufügen, dass sogar bei Annahme der Vorstellungen Kosellecks dieser Wechsel von der „erfahrungsgesättigten, gegenwärtigen Vergangenheit“ zur „reinen Vergangenheit“ selbst Gegenstand historischer Untersuchungen bleiben oder werden muss.

In dieser knappen Darstellung wird bereits deutlich, wie stark „Geschichte und Gedächtnis“, „Erfahrung und Zeitgeschichte“ verknüpft sind, wie grundsätzlich die Übergänge vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis besonders die Zeitgeschichte herausfordern, und was man verlieren würde, wenn die „erfahrungsgesättigte Vergangenheit“ mit allen ihren „Vergangenheitsbewältigungsstrategien“ nicht selbst Gegenstand der Forschung bliebe oder würde. Zu einer solchen Forschung gehört eben die Dokumentation und Analyse der Erinnerungen von noch Lebenden und deren Überlieferung in „die reine Vergangenheit“, die dann nicht mehr ganz so rein wäre: Zeitzeugen sterben nicht den einfachen Tod wie früher, sie haben heute ein langes mediales Nachleben. Ihre Aussagen werden Teil einer medialen „Erinnerungskultur“ und beeinflussen mehr als früher das kollektive Gedächtnis in Deutschland.

Der historischen Zunft muss es eben auch um die Wirksamkeit von Erinnerungen, von Überlieferung, von Traditionen oder sogar von kollektiven Mythen gehen. Warum sind die Legenden um die Hermannschlacht erst im 19. Jahrhundert mit der Entstehung nationalen Gemeinschaftsgefühls so wirkungsmächtig geworden? Warum wurde selbst die Arbeiterbewegung 1923 nach der Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen von einer Welle „nationalen Aufruhrs“ ergriffen und ein kommunistischer Funktionär namens Radek an das Grab eines deutschnationalen Bombenlegers namens Schlageter getrieben? Welche Bedeutung hat das komplizierte Verhältnis von Deutschland zu Juden und Russen nach 1945 bis heute? Warum bestimmen die Verbrechen des Nationalsozialismus die gegenwärtigen Debatten der politischen Kultur so entscheidend, obwohl das Ende ihrer Virulenz schon mehrfach prophezeit und Organisationen „wider das Vergessen“ aufgebaut wurden, sodass bis heute „Politik mit der Erinnerung“ gemacht werden kann?

Exkurs: Beispiele aus der Forschung: politische Brüche in Deutschland und ihre Verarbeitung

Zur Erinnerung (Plato 1998): In den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts haben sich mentalitätsgeschichtliche Forschungen in verschiedenen Feldern bewährt und besondere Ergebnisse zutage gefördert:

- So zum Beispiel bei intergenerationellen Fragestellungen, also wenn es um „Erfahrungstransfer“ zwischen Generationen geht wie Kontinuität und Bruch in den Erziehungsstilen, in den Wertesystemen, in den Bildungszielen usw. oder spezieller: in den Auswirkungen von Verfolgungen, von Flucht und Vertreibung oder allgemein von Traumatisierungen auf nachfolgende Generationen,
- bei Fragen der Verarbeitung politischer Brüche, speziell des Nationalsozialismus, der Entnazifizierung, der Kriegsgefangenschaft und Ähnliches mehr, und der DDR im privaten Leben,
- in Untersuchungen individueller bzw. kollektiver Muster der Verarbeitung von Vergangenheit oder der Bedeutung kollektiver Mythen,
- in Forschungen zur Beziehung zwischen den Geschlechtern, zur Entstehung und Bedeutung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen oder innerfamiliärer Beziehungen insgesamt,
- bei Fragestellungen zur Säkularisierung, zur Religiosität und der Frömmigkeit oder zu biographischen Brüchen in politischen oder weltanschaulichen Haltungen und Orientierungen allgemein,
- in Untersuchungen zur Veränderungen von Lebensverlauf und Lebensgeschichte in bestimmten historischen Entwicklungen, so zum Beispiel in Fragen der Auf- und Abstiege in einer Familie und deren Bedeutung oder von Qualifizierungen in alten und neuen Berufen (zum Beispiel nach 1945 oder nach der Wende von 1989/907),
- oder in so allgemeinen Fragen nach unterschiedlichen Erinnerungskulturen zum Beispiel in Ost und West und deren Auswirkungen.

Weniger ergiebig waren Forschungen, die auf die Rekonstruktion von Ereignissen und Abläufen in Oral History-Untersuchungen zielten. Dies stellt in der Tat die Frage nach der Erinnerungsleistung unseres Gedächtnisses, nach den Verbalisierungsmöglichkeiten von Erinnerung und ihren Bildern und Gefühlsdimensionen.

Erfahrungsgeschichte zum Nationalsozialismus

Nach dem Krieg waren die historischen Forschungen in der Bundesrepublik über den Nationalsozialismus zunächst politikgeschichtlich dominiert, später kamen die „Ideologie des Faschismus“ (Nolte), dann sozialgeschichtliche Elemente hinzu, Geschichte des Widerstands fast zugleich mit Untersuchungen über Opfer des Nationalsozialismus, und schließlich, erst in den frühen 80er Jahren, rückten die schweigenden Mehrheiten

7 Vgl. dazu die diversen Arbeitsberichte aus der quantitativen Lebenslaufforschung, vor allem aus dem Projekt „Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR“ des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung von Karl Ulrich Mayer, Martin Diwald, Johannes Huinink, Heike Solga und anderen, seit Anfang der 90er Jahre.

unter dem Nationalsozialismus in den Blick. In den Kontinuitäts- und Diskontinuitätsdebatten hatte zuvor – so Lutz Niethammer damals fast programmatisch – „das Volk“ gefehlt, als ob die Menschen erst nach 1945 geboren wären.

Nun fand man gerade das durch späte mündliche lebensgeschichtliche Befragungen und deren Interpretation heraus, was laut Kritik durch diese „legimatorischen“ Selbstzeugnisse, durch eine „falsche“ Erinnerung oder durch Oral History im Allgemeinen nicht herausgefunden werden könne, nämlich die Attraktionselemente des Nationalsozialismus für verschiedene Menschen und Gruppen jener Zeit, neben den Seiten der Angst, des Drucks oder des Terrors. Damit konnten die inneren Wirkungsmechanismen des Nationalsozialismus, die eben durch den Terror nur unzureichend beschrieben sind, noch nach so langer Zeit genauer bestimmt werden.⁸

Nur wenige Jahre zuvor hatte eine Fernsehsendung, die die Shoah in sehr subjektiver, nachvollziehbarer Weise beschrieb, große Wirkung in Deutschland gehabt, nämlich die Serie „Holocaust“. Unter Intellektuellen hatte die Filmdokumentation „Shoah“ von Landsmann eine ähnliche Bedeutung, die ebenfalls eine Erfahrungsgeschichte versucht, eine Sammlung und Verarbeitung von *testimonies* der Überlebenden.

Deutschland hat bereits mehrfach im 20. Jahrhundert gezeigt, was geschieht, wenn man die Verarbeitung früherer Erfahrungen in der politischen Kultur und Bildung vernachlässigt: Von heute her werden die 50er Jahre im Westen nicht nur durch die Westbindung der Adenauerschen Politik oder durch die Wirtschaftswunderjahre beschrieben, sondern – ganz anders als von den meisten damaligen Zeitgenossen – als Zeit der dumpfen Ablehnung der Aufarbeitung auch der Verbrechen des Nationalsozialismus. Von heute her werden die 60er Jahre als Zeit des Umbruchs gerade in dieser Frage beschrieben. Damalige deutsche Historiker hätten eine solche Sicht mit Schärfe abgelehnt. Und für die DDR wird heute die Verlogenheit und falsche Heroisierung im „offiziellen Antifaschismus“ thematisiert, was zeitgenössische DDR-Historiker ebenfalls zurückgewiesen hätten.

Nach Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, alliierter Besatzung, und Teilung in zwei deutsche Staaten mussten sich Menschen nach politischen Brüchen neu orientieren. Immer erst im Nachhinein wurde die Bedeutung solcher Umorientierungen für die spätere politische Kultur oder für das kollektive Gedächtnis in der Zeitgeschichte oder Bildung erkannt. Wer sich als Zeithistoriker damit während der damaligen Zeit befasste, war seit der Lamprecht-Debatte um die vorletzte Jahrhundertwende immer dem Vorwurf ausgesetzt, „subjektivistisch“ zu arbeiten, ungenaue Quellen unkritisch zu benutzen. Und ich vermute, dass die Abwehr gegen solche Forschung immer etwas mit dieser deutschen Geschichte und der Involvierung sowohl der Hauptrepräsentanten der historischen Zunft als auch großer Bevölkerungsteile in die politische Geschichte zu tun hatte (Plato 1998b).

Umorientierung in Deutschland nach 1989

Die Wiedervereinigung zeigte erneut, dass es Historikern nicht gleichgültig sein kann, wie Erinnerungen an die DDR und die alte BRD aussehen und fortwirken. Denn seit

8 Die Literatur dazu ist zahlreich seit dem Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960“ (LUSIR), das im Jahre 1980 begann: vgl. Niethammer (Hg.) (1983a und b) sowie Niethammer/Plato (Hg.) (1985). Aus diesem Projekt auch Plato (1987).

1989 erleben wir mit der DDR- und BRD-Bevölkerung Ähnliches wie nach 1945: Menschen hatten sich nach dem politischen Bruch neu zu orientieren, nicht nur politisch, sondern auch und besonders in den Alltagsnormen. Die „innere Einheit“, die „Mauer in den Köpfen“ oder ähnlich problematische Formulierungen sind ohne jeden Sinn, wenn sie nicht mit den unterschiedlichen Erfahrungen in West und Ost gefüllt werden, wenn nicht unterschiedliche Erinnerungen oder gar „Erinnerungskulturen“ oder das unterschiedliche „kollektive Gedächtnis“ in Ost und West untersucht würden, wenn nicht die biographischen Veränderungen, die Selbstvergewisserungen nach den Verunsicherungen insbesondere durch den weitgehenden Wechsel in den Alltagsnormen und die Verarbeitung all dessen in den Blick genommen werden.

Ein Beispiel: Als wir im Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen Ende 1991 begannen, über die Thematik „Elternhaus und Schule in der DDR“ zu arbeiten und Filme dazu zu produzieren, kamen wir schnell zu dem Ergebnis, dass befragte ehemalige DDR-Lehrer bereits nach einem Jahr deutscher Einheit, nach erster Sympathie mit dem westdeutschen Schulsystem in einem „heimlichen Konsens“ die DDR-Schulen wieder oder erstmalig in einem sehr positiven Licht sahen. Außerdem wurde deutlich, dass Eltern, die noch in DDR-Schulen gegangen waren, ihre Kompetenz gegenüber ihren Kindern, die auf heutige Schulen gehen, verloren, dass sie zum Beispiel die Gesamtschulproblematik völlig anders als westdeutsche Lehrer und Eltern sahen, nämlich auf der Folie der Erfahrungen mit der Polytechnischen Oberschule. Zugleich zeigte sich in dieser Forschung, dass sich beide Seiten – Elternhaus und Schule – bei Problemen in der DDR-Zeit in einer Weise arrangierten, die nicht in den Schulakten auftauchten. Keine dieser Fragestellungen hätte durch Akten allein beantwortet werden können. Jedem „Erfahrungswissenschaftler“ ist sofort klar, dass in diesem Fall wie bei ähnlichen Forschungsfragen mit Methodenvielfalt gearbeitet werden muss, dass die Zentrierung auf eine Methode, nämlich nur auf die Aktsicht, borniert wäre, da sie nicht durch Akteninterpretation allein untersucht werden könnten, aber eben auch nicht allein durch Interpretation von Interviews nach Befragungen.⁹

Charybdis – oder die Puristen des heutigen Diskurses

Die andere Fundamentalkritik, die Erinnerungszeugnisse als historische Quelle ins Visier nimmt und sich dabei auch der beschriebenen anderen grundsätzlichen Kritik bedient, sieht prinzipiell heutige Befragungen wie zum Beispiel das mündliche lebensgeschichtliche Interview als Artefakte, die ausschließlich das in der Gegenwart erzählte Bild auf die Geschichte wiedergibt und jeden historischen Bezug auf vergangene Wirklichkeit darin verneint oder für wissenschaftlich nicht fassbar hält. Diese Kritik¹⁰ scheint zunächst plausibler, da selbstverständlich jedes lebensgeschichtliche Interview,

9 Als wir jedoch solche Fragen und Probleme für einen Forschungsantrag formulierten, der verschiedene Methoden des Zugangs von Akten bis zu Befragungen begründete, erklärte ein Gutachter, die Schulakten gäben genug her und wir sollten uns darauf beschränken. Ein Beispiel dafür, wie borniert einige Zunftwissenschaftler mit mentalitätsgeschichtlichen Fragen umgehen und wie aktengläubig einige sind – ausgerechnet in Bezug auf die DDR, in der die Aktenwirklichkeit und die erfahrene Realität weit auseinanderklaffen. Vgl. dazu Plato (1999).

10 Harald Welzer sieht sich als Vertreter dieser Kritik; daher haben wir uns beide als Repräsentanten unterschiedlicher Ansätze zu der gemeinsamen Konferenz „Zeitzeugen als natürliche Feinde der historischen Zunft?“ entschlossen. Vgl. dazu seinen nachfolgenden Aufsatz. [Welzer 2000, und auch in diesem Reader. Anm. der Red.].

jede heutige Oral History-Befragung Artefakte sind im Sinne neu geschaffener Quellen. Und es ist fast müßig, erneut zu betonen, dass es den meisten lebensgeschichtlichen Befragungen eben um die Erfahrungen, um Verarbeitung von und um spätere Bilder auf die Geschichte geht. Unter dieser Voraussetzung werde ich mich besonders mit den Aspekten der Kritik auseinandersetzen, die den konkreten Bezug in der Erinnerung zu einer vergangenen Wirklichkeit als Quelle für die Historiographie ablehnt oder der es gleichgültig ist, was den „Wahrheitsgehalt“ oder „Wirklichkeitsbezug“ in diesen Erinnerungen angeht.

Man könnte es sich einfach machen und auf einer ersten Ebene erneut mit einer schon gemachten Bemerkung antworten: Zeitzeugen sterben heute nicht wie früher. Sie haben ein langes mediales Nachleben. Ihre Aussagen sind nicht mehr nur durch Schriften und Protokolle, sondern authentisch auch durch Tonbänder, durch digitale Filme, durch das „Stellen“ ihrer Zeugnisse ins Internet für die Zukunft erhalten und sind daher schnell historische Quellen für die jeweilige Gegenwart des Erzählens. Enorme, früher undenkbare Speicherkapazitäten schaffen große jederzeit und überall zugängliche Archive und verschaffen den Zeitzeugen ein langes, langes Leben als historische Quellen. Damit wird auch das Artefakt „Interview“ sofort nach seinem Entstehen zu einer historischen Quelle zumindest für das Verstehen der Zeit seines Entstehens. Dadurch verschiebt sich das Problem der Kritik in die Zeit, in eine neue Vergangenheit. Das Interview wird von allen Kritikern der Methoden qualitativer Befragung in der Geschichtswissenschaft als Quelle für eine nun vergangene Zeit genutzt werden können.

Aber das Problem sitzt natürlich tiefer: Die Spielberg-Stiftung „Survivors of the Shoah“ ist ein Beispiel dafür, wie eine geförderte Zeitzeugenschaft die Geschichtsbilder und deren mediale Präsentation in eine weitere Zukunft hinein bestimmen oder verändern können. Auch dieses Problem ist nicht neu: Bereits das erste wirkliche Millionen-Massenpublikum der Weltausstellungen im 19. Jahrhundert mit seinen speziellen Bedürfnissen veränderte die Bilder auf die Geschichte: Nun wurden, um die Bedürfnisse dieses Massenpublikums zu befriedigen, Arbeitsweisen und Werkzeuge, Kleidung und Wohnformen, Sitten und Gebräuche usw. Felder der Präsentation auch der eigenen Geschichte und schließlich auch der Historiographie, die solche Bereiche bis dato der Ethnologie und Anthropologie überlassen hatte.¹¹

Was bedeutet es, wenn heute und in Zukunft weitaus stärker nicht mehr nur ein Millionenpublikum etwas in Ausstellungen sieht, sondern insgesamt ein Verhältnis zum Gedenken und zur Wissenschaft über jeweilige Unterhaltungswerte, über ein „Infotainment“ oder „Edutainment“ bekommt, das sich seine alten, medial erfassten Zeitzeugen jeweils verlebendigt, neu geschnitten präsentieren kann, in jeweils „moderne“ Zusammenhänge stellt und neu strukturiert? Die Geschichtswissenschaft wird sich diesem Problem „als Horrorvision“ nähern, aber nicht verschließen können, sondern Methoden entwickeln müssen, um diese neuen Bezüge zur Geschichte und ihren Quellen in dieser neuen medialen Wirksamkeit zu fassen. Die Bilder auf Geschichte werden noch stärker als zuvor nicht nur Erinnerungen bestimmen, sondern eine neue Quellenkritik schaffen: Denn Aktenwirklichkeit, die heute schon deutliche Differenzen zur Entscheidungswirklichkeit aufweist, wird noch mehr durch andere Formen der Entscheidungsfindung und deren Aufzeichnung oder Nichtaufzeichnung ein Eigenleben führen.

¹¹ Über diese ethnologischen und museologischen „Umwege der Historiographie“ hat Alice von Plato gearbeitet, vgl. Alice von Plato (2001).

Erinnertes und dessen „Wirklichkeitsgehalt“

Stellen wir uns dem letzten, schwierigsten, wenn auch nicht entscheidendem Problem der Mentalitätsgeschichte, dem Problem der präzisen Erinnerung in Befragungen, die mehr oder minder lange nach dem erinnerten Ereignis oder Vorgang gemacht werden. Anders als der Disziplin (Sozialpsychologie) oder Schule, die in diesem Heft durch Harald Welzer vertreten wird, muss es Historikern natürlich auch um die Glaubwürdigkeit oder den Wirklichkeitsgehalt der Zeitzeugen gehen, schon um die „Stimmigkeit“ einer bestimmten Aussage oder das Missverhältnis zwischen einer „Unwahrheit“ und deren Gründen interpretieren zu können.¹²

Fritz Schütze gilt als der Urvater der Theorie von der Widerspiegelung der vergangenen Wirklichkeit in den Erzählungen späterer Interviews. Kaum eine soziologische Biographieforschung, die sich nicht auf ihn positiv¹³ wie negativ bezieht. Schütze selbst bietet einige Angriffsflächen für die Kritik an einer mechanischen Widerspiegelungstheorie, obwohl er selbst an entscheidenden Stellen nur von einer „Homologie“ zwischen vergangener Wirklichkeit und deren Wiedergabe in narrativen Interviews spricht (Schütze 1976; 1981; 1984; 1989). Aber der Begriff Homologie macht es nicht leichter, da er in den Naturwissenschaften eher die „Übereinstimmung“, in der Philosophie eher die „Entsprechung“ meint. Und „Entsprechung“ ist in seiner unpräzisen Bestimmung unserem problematischen Gegenstand angemessener, trägt aber nur begrenzt zu dessen Klärung bei. Zu Beginn steht ein Erlebnis, ein Ereignis, eine Person, eine Entwicklung oder ein Konflikt, heraus kommen Berichte und Erzählungen in Texten oder in lebensgeschichtlichen Interviews, die es zu interpretieren gilt – in diesem Fall auf deren Wahrheitsgehalt hin. Aber wie hängen Erinnerung und Interview zusammen? Gibt es Möglichkeiten, durch Interviewtechniken, Aussagen zu erweitern und besser zu überprüfen oder gar Erinnerungen zu aktivieren?

Das vernetzte Gedächtnis und Vernetzungen im Interview

Die Kunst des Interviewens besteht unter anderem darin, ein wesentliches Ereignis oder gar eine Weichenstellung im Leben der interviewten Person oder ein Schlüsselerlebnis nicht isoliert stehen zu lassen, sondern in einem Netz von Bezügen, Beschreibungen, Episoden und Informationen mit vielfachen Zugängen komplex und weitgehend interpretier- und kontrollierbar zu machen. Warum? In den Interviews gibt es meiner Erfahrung nach eine Relation zwischen einer qualifizierten Vielfalt eines Interviews, die Interviewende oder Interviewpartner herstellen, und der Aktivierung der Erinnerungsfähigkeit der Interviewpartner selbst. Es ist mir mit fortschreitender Zahl meiner Interviews auch plausibler geworden, dass Interviewer und Interviewerinnen durch Techniken und Qualifikationen Erinnerungsleistungen erhöhen, Legitimationszwänge auf Seiten der Interviewpartner abbauen und ein vielfach verzweigtes lebensgeschichtliches Informationsnetz für die spätere Interpretation an- oder auslegen können. Diese Grundthese muss erläutert werden, und zwar durch einige erklärende Beispiele, beginnend mit einem einfachen:

12 Das wäre auch für Welzers Untersuchungen nicht uninteressant, da man nur dann genauer die „Codes“ bestimmen kann, auf die sich Interviewer und Interviewte manchmal gegen „die“ Wirklichkeit oder auch gegen die erinnerte Wirklichkeit einigen – wovon es in einigen seiner Arbeiten unter anderem geht.

13 Vor allem wegen Schützes Entwicklung von Interviewtechniken.

Beispiel A:

Derselbe Mann, der mir auf die Frage nach dem Verlauf eines 30 Jahre zurückliegendes gewerkschaftlich geführten Betriebskonflikts nicht die Namen der Beteiligten nennen konnte, war jedoch sehr genau in der Lage, mir Inhalt und Verlauf des Streits zu beschreiben. Während er mir diesen Konflikt erzählte und auf meine Nachfragen präzierte, fielen ihm nach und nach auch die Namen der Beteiligten wieder ein. Sie wurden in den Protokollen des Betriebsrats zum Teil bestätigt, zum anderen Teil durch den Interviewpartner ergänzt und sogar mit dem historischen und lebensgeschichtlichen Hintergrund dieser Personen versehen wie Offiziersrang, Mitgliedschaft in der NSDAP oder Verhalten gegenüber Zwangsarbeitern. Daher stellen sich sofort Fragen an die Gedächtnisforschung: erinnert man sich in verschiedenen Bereichen unseres Gedächtnisses unterschiedlich? Können sich diese verschiedenen Bereiche gegenseitig aktivieren? Gibt es besondere Erinnerungsleistungen im Alter in Bezug auf die Jugendzeit, schlechtere in Bezug auf kürzer zurückliegende Ereignisse?

Beispiel B:

Ein Unternehmer, der eine hohe Stellung in seiner Branchenvereinigung während des Nationalsozialismus einnahm, verschwieg seine NSDAP-Mitgliedschaft, konnte aber sehr genau und voller Stolz schildern, wie ihm in der Nachkriegszeit die Kontakte aus seiner früheren Funktionstätigkeit beim Wiederaufbau seiner Firma und bei der Streichung von der Demontageliste der britischen Besatzungsbehörde nützten. Letzteres wurde ihm durch die Aufteilungen von Verantwortungen innerhalb seiner Familie erleichtert. All dies wiederum zeigte mehr und mehr seine eigenen Belastungen während der Entnazifizierung, was ihm selbst auffiel, sodass er – wenn auch erst in einer dritten Interviewsitzung – schließlich seine NSDAP-Mitgliedschaft „zugab“. Die Vernetzung in dem äußerst reichhaltigen, viele Bereiche seines Lebens ansprechenden Interview musste schließlich den persönlichen „Schutzwall“, den er sich selber aufgebaut hatte und durch gute Witze und sinnfällige Kritik an der NSDAP verteidigte, und auch seine Scham darüber, dass er sich dieser „plebejischen“, grobschlächtig-brutalen Partei angeschlossen hatte, durchlöchern.

Beispiel C:

Ein Pfarrer in einer Stadt der (noch existierenden) DDR versuchte in der ersten Stunde unseres lebensgeschichtlichen Interviews in politischer Vorsicht und diplomatischer Rücksichtnahme die Verfolgung und Demütigung seiner Person durch SED-Führung und Staatssicherheit nicht zur Sprache zu bringen. Das gelang ihm auch bis zu einem Gespräch, das ich zwischendurch mit seiner Frau führte. Sie erzählte nämlich, wie eifersüchtig sie gewesen war, als eine Sekretärin der Pfarrei, die ihm von der Stadt zugewiesen worden war, ihrem Mann deutliche Avancen machte – mehr noch: sich während ihrer (der Pfarrersfrau) Abwesenheit in das Bett ihres Mannes legte. Der Pfarrer entließ dann diese Frau. Der Pfarrer und seine Frau redeten sich während des nun folgenden Gesprächsabschnitts in eine Wut, die mir wie das Hochkommen ihrer früheren Empörung und Eifersucht erschien, und berichteten dann von weiteren Einflussnahmen, Schikanen und empörenden Rufschädigungen durch die SED vor Ort und durch die Stasi. Die Dämme waren gebrochen und konnten auch nicht durch nachträgliche Korrekturen

geflickt werden, nur die Form der Veröffentlichung konnte der Pfarrer natürlich bestimmen, aber nicht die Interpretationen durch mein weiteres Wissen. Selbstverständlich konnten erst nach der Wende von 1989 diese Manipulationen der Staatssicherheit durch Akten belegt werden. Daraus ergeben sich wieder Fragen an die Gedächtnisforschung bzw. meine These: Emotionen, frühere Gefühlsverfassungen sind für sich erinnerbar; sie fördern andere Bereiche der Erinnerung und setzen die Hemmschwellen und Rücksichtnahmen, die bewusst oder unbewusst das Gedächtnis beschränkten, herab. Ähnlich wie bei Erinnerungen an Emotionen verhält es sich auch bei Erinnerungen an Sinneserfahrungen: Ein bestimmter Geruch oder der Geschmack eines Essens sind für sich erinner- und beschreibbar und aktivieren ihrerseits andere Erinnerungen.

Beispiel E:

In meinem Heimatort, einem kleinen Dorf in Niedersachsen, wurde von verschiedenen Gesprächspartnern eine Geschichte über einen Bomberabsturz Anfang 1945 in mehreren Variationen erzählt. Der Kern all dieser Berichte: Während des Rückfluges von einer Bombardierung Berlins stürzte ein britischer Bomber in der Umgebung dieses Dorfes ab. Vor seinem Absturz fielen brennende Teile oder auch ausgeklinkte Bomben herab und trafen ein freistehendes Gehöft. Während sich viele Dorfbewohner um die Absturzstelle versammelten, begann das freistehende Gehöft lichterloh zu brennen. Alles rannte dahin und half dem Bauern bei der Rettung des Mobiliars. Viel hörte ich über „die Massen von Schinken, Speckschwarten und Würsten“, die der Bauer heimlich schwarzgeschlachtet und gehortet hatte (und nun weitgehend verteilen musste zur „Geheimnisbewahrung“ durch die Dorfbewohner). Viel hörte ich über die Empörung wegen der Bombardements der Alliierten und noch mehr über alles, was man aus dem Bomber gerettet hatte, von der Fallschirmseide bis zu den Bomben- und Tragflächen-teilen, die man für alles Mögliche verwendet hatte, so zum Beispiel für den Boots- und Floßbau. Aber ich hörte wenig – und dies auch nur auf Nachfrage – über die britische Besatzung des Bombers. Was war mit ihr geschehen? Die Erklärungen, die ich zumeist verdeckt oder manchmal auch von betrunkenen Zeitzeugen während verschiedener Schützenfeste hörte, waren durchaus unterschiedlich: Mal gab es überhaupt keine Überlebenden, mal waren es zwei, mal fünf. In der einen Geschichte waren sie im Feuerwehrhaus über Nacht eingesperrt und dann den Behörden „ordnungsgemäß übergeben“ worden; in einer anderen Geschichte war einer „noch am Leben gewesen und starb dann“ auf dem Wege ins Dorf, in einer dritten waren es zwei Überlebende, wovon einer starb und einer als Kriegsgefangener den Krieg überlebt habe. In den meisten anderen Geschichten druckte man herum und erzählte gar nichts. Ich lernte einiges über „Reden und Schweigen“ in einer Dorfgemeinschaft, über das Schwarzschlachten und noch mehr über das damalige Verhältnis zu den Kriegsgegnern, aber ich erfuhr letztlich nichts Genaues über die Besatzung des abgestürzten britischen Bombers.

Jahre später befragte ich eine Dorfbewohnerin zu Zwangsarbeitern in diesem Dorf. Sie erzählte, wie unterschiedlich die Fremdarbeiter behandelt worden waren, wie schlecht bei dem Bauern XY, an dem die freigelassenen Polen 1945 Rache genommen hätten, aber wie gut es auch andere Zwangsarbeiter hatten, die ganz froh gewesen wären, den Krieg in tiefem Frieden in Deutschland zu überstehen. So zum Beispiel auch Stanislaus, genannt „Stani“, der im Dorf besonders bei der weiblichen Bevölkerung angekommen sei: gutaussehend mit einem frechen Lachen und vor allem mit Reiterkunststückchen und Voltigierfähigkeiten. Er sei mal im Handstand auf einem Arm, aber

hoch zu Pferde (auf einem Kaltblüter) durchs Dorf „geritten“, mal rückwärts liegend, aber rauchend usw. usf. Plötzlich sagte sie: „Wie gut es dem bei uns ging, kannst Du daran sehen, dass er sogar seinen eigenen Verbündeten tottrat.“ Ich war sprachlos. „Stani“ hatte also in dieser Version die britischen Bomberpiloten mit seinen „dicken Stiefeln“ getreten, bis sie tot gewesen seien. Das war der Beweis für diese Befragte, wie sehr er sich mit den Deutschen identifiziert hatte. Diese Frau wusste, dass ich mich für die Bombergeschichte interessierte, ich hatte sie früher mehrfach dazu befragt. Niemals hatte sie Stanis Morde erwähnt, mir ihn im Gegenteil als sympathischen, sogar gebildeten Mann Mitte der 20 beschrieben. 14 Tage nach dem Interview bat sie mich, diese Geschichte nicht mit ihrem Interview zu veröffentlichen. Sie sei sich nicht sicher, ob sie stimme, möchte auch niemandem wehtun, denn sie hatte auch andere Dorfeinwohner erwähnt, die dabei gewesen waren und nicht eingegriffen hätten, sie selbst eingeschlossen.

Welche Version stimmte nun? Dazu zunächst wieder eine These, die zugleich eine Frage an die Gedächtnisforschung ist: Häufig bekommt man in lebensgeschichtlichen Interviews etwas zu hören, zu dem man keine Frage gestellt hatte, etwas wird in einem anderen Zusammenhang erzählt, was in der direkten Frage zu dieser Geschichte nicht beantwortet oder sogar verschwiegen worden war. Erinnerung funktioniert offensichtlich so, dass angewöhnte Beschränkungen des Gedächtnisses zu bestimmten Erlebnissen aus welchem Grunde auch immer eingeschliffen worden waren, die jedoch in anderen Zusammenhängen der Erinnerung ohne diese Art angewöhnter Einschränkungen weniger wirksam sind und deshalb erzählt werden können. Zwei persönliche Legitimationsstrukturen waren in diesem Interview in Konflikt miteinander gekommen: diejenige nach Entlastung von Verbrechen, in diesem Falle von Morden, während des Dritten Reiches und die Betonung der guten Behandlung der meisten Fremdarbeiter durch das „einfache Volk“ auf dem Lande.

Welche Version sollte man höher bewerten? Zunächst einmal sind durch diese verschiedenen Varianten die Interpretamente, das zu interpretierende Material oder die Zugänge für weitere Interpretationen größer geworden. Dann ist die Kontrollierbarkeit gewachsen sowohl mithilfe anderer Befragungen als auch durch andere Quellen, schließlich festigten sich auch die Plausibilitäten bestimmter Annahmen. In diesem Fall sind die anderen Zeitzeugen durch diese Variante der Zeugin „aufgeschlossener“ geworden, haben diese Variante bestätigt (andere haben weiter geschwiegen oder sich nicht erinnert). Einer derjenigen, die nun ebenfalls dieser Variante zustimmten, schilderte sich als Augenzeuge und verwies mich an andere noch lebende Personen, die ebenfalls dabei gewesen wären und diese Sicht bestätigen könnten. Solche Hinweise fehlten in dieser Art dörflicher Verschweigensgemeinschaft bis dato völlig.

Exkurs zu „guten“ und „schlechten“ Interviews. Einige grundsätzliche Hinweise zu Interviewtechniken

Aus den bisher geäußerten Thesen entspringen einige grundsätzliche Annahmen über die Qualität von Interviews mit historischer Zielrichtung.

Die Interviews sollten unbedingt lebensgeschichtlich angelegt sein und vielfältige Bereiche und Themen eines Lebens ansprechen. Eine der Ursachen für die bisher genannten Kritiken und Missverständnisse ist: Viele Historiker und Historikerinnen machen „Experteninterviews“ im Sinne einer Befragung zu ganz bestimmten Ereignissen oder eingeschränkten Themen. Dann begegnet ihnen die mangelnde Gedächtnisleistung

besonders, und ihre Kritik an der Subjektivität wächst, ohne dass sie die „Subjektivität“ eigentlich untersucht hätten, also Fragen der Erfahrung und Verarbeitung von Geschichte. Deshalb machen wir, das heißt die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Institut für Geschichte und Biographie, prinzipiell, auch bei eingeschränktem Untersuchungszielen, lebensgeschichtliche Interviews. Diese werden mit dem Zweck geführt, ein Erzählnetz zu evozieren und spinnen zu lassen, dass auch die Vor- und Nachgeschichte, möglichst weitgehende Teile der Lebensgeschichte einbezieht, sodass die Interpretationsmöglichkeiten wachsen, spätere Sichtweisen und frühere Erlebnisse miteinander in Beziehung gesetzt werden können – und alles in der Hoffnung, Erinnerung zu aktivieren und Bearbeitungsweisen bei den Interviewpartnern zu finden, die eine möglichst umfassende Interpretation erlauben.

Das halboffene narrative lebensgeschichtliche Interview hat sich bewährt mit idealtypisch drei Phasen, die ich möglichst durch eine vierte erweitere:

Zunächst der freilaufende Teil, in dem die interviewende Person eine allgemeine Frage stellt, wie „Könnten Sie mir Ihre Lebensgeschichte erzählen?“ und sich danach weitgehend zurückhält. Diese Zurückhaltung hat den Sinn, eine Erzählkonstruktion des ganzen eigenen Lebens der Interviewpartner zu ermöglichen. Wie entwirft jemand eine Lebensgeschichte und warum? Werden Schlüsselerlebnisse für Weichenstellungen angeführt, um eine Wende im Leben sinnfällig zu machen? Gibt es Erzählmuster, die auch in dieser Lebensgeschichte bewusst oder unbewusst als Vorlage dienen? Sind dies eher Berufslebensläufe oder Wilhelm-Meister-Nachempfindungen, die den jetzigen Stand in leichter Übertreibung als notwendigen Endpunkt und Erfüllung eines zielgerichteten Lebens beschreiben? Oder eher als zerrissene, von Willkür und Zufall, Zeitsprüngen und Fragmenten bestimmtes Chaos à la Robbe-Grillet? Worin liegen seine/ihre Hauptakzente? Was wird eher nebensächlich gesehen? Wo wird etwas nicht erwähnt, was sich später auf Nachfrage als durchaus bedeutsam herausstellt und warum?

Diese Zurückhaltung der ersten Phase hat also Ziele, die zunächst nicht in einer versuchten „Neutralität“ der Interviewenden begründet ist; dennoch wird diese angebliche Neutralität zu einem Hauptelement der Kritik: Man könne nicht so tun, als ob nicht sofort mit dem Interview eine dialogische Konstellation wirksam werde, die das gesamte Interview bestimme. Das ist zwar richtig, übersieht jedoch, dass es eine die Interpretation einschränkende Wirkung hat, wenn man die Ausführungen zu dieser allgemeinen Frage ständig unterbricht, sodass diese Eigenkonstruktion des Lebens nicht zu Stande kommt. Die meisten Menschen haben ein Bild von sich selbst und ihrem Leben, um das es in der Erfahrungsgeschichte auch geht und das die Interviewten auch erzählen möchten – trotz mehr oder minder großem Altersunterschied zwischen Interviewpartner und Befragenden, langer oder kurzer Haare, trotz unterschiedlichen Geschlechts der Interviewenden, was eine „Neutralität“ kaum aufkommen lässt. Unterbrechungen lassen einen Erzählfluss versiegen, der für die Interpretation von Bedeutung wäre. Schütze hat Recht, wenn er von einem „Erzählzwang“ bei Interviewpartnern spricht, der sich gerne erfüllen möchte. Diese Erfahrungen wird jeder gemacht haben, der überhaupt lebensgeschichtliche Interviews geführt hat. Diese Erfahrung wird auch dadurch bestätigt, dass sich Gesprächssituationen ändern, wenn Interviewer in einem rabiaten Bruch mit jeder Neutralitätsvorstellung den – sagen wir – Antisemitismus eines Interviewpartners anprangert. Die Vorsichten der Interviewpartner werden stärker oder gehen sogar so weit, dass nur noch im Sinne der erwarteten „politischen Korrektheit“

geantwortet wird – ein Grundfehler eines Interviews, zumindest mit historischer Zielrichtung. Ganz so einfach ist es mit der Preisgabe jeder Vorstellung von Neutralität eben nicht, deren Begründung mir manchmal als eine Neuauflage der radikalen Anfänge in den Oral History-Debatten vor zwanzig Jahren vorkommt, als schon vom „Interview als Artefakt“ gesprochen wurde, was damals aber schnell durch fortschreitende Erfahrung differenziert oder sogar korrigiert wurde (vgl. Niethammer 1985).¹⁴ Nur bei sehr eingeschränkten Untersuchungszielen – beispielsweise bei der Untersuchung der Wirkung von solchen Eingriffen und Unterbrechungen – könnte man all diese Erfahrungen beiseiteschieben.

Eine zweite Phase des Interviews dient der unmittelbaren Nachfrage nicht verstandener Einzelhinweise. Nach dieser zweiten Phase käme eine dritte, in der die vorher erarbeitete Frageliste eingesetzt wird – nicht im Sinne einer strikten Abfolge eines Fragebogens, sondern je nach Gesprächssituation. Hier stellt sich immer wieder als Hauptproblem, ab wann eine Frage als beantwortet gilt oder ab wann ein Interviewpartner eine Frage aus seiner Sicht für beantwortet hält – ein Problem, das in der Forschungsgruppe diskutiert werden sollte.

Ich würde noch eine vierte Phase anschließen, eine „Streit“-Phase möglichst gegen Ende des Interviews. Damit meine ich einen Abschnitt, in dem die Differenzen zwischen Interviewpartner und Interviewendem angesprochen werden, also zum Beispiel, um den eben angeführten Fall aufzunehmen, die Kritik an einem vorgetragenen Antisemitismus. Ein solcher Streit um unterschiedliche Ansichten, um die Verantwortung der Person allgemein oder konkret in beschriebenen Situationen entlastet die Interviewenden bei Abwehren zum Beispiel gegen „Täter“, vielleicht auch bei Überidentifikation zum Beispiel mit Opfern und Ähnliches mehr. Denn problematisch ist immer die Frage nach der Ehrlichkeit der Interviewenden gegenüber den Interviewten: Ist man, besonders zu Beginn mit den eigenen Ansichten und Einschätzungen zurückhaltend bis „hinterhältig“ verschlossen, streitet man sich gar, schaltet man immer, wenn man darum gebeten wird, das Tonband wirklich ab? In diesen Dilemmata wissen Interviewer dann, dass sie später, in eben dieser vierten Phase, noch zu unterschiedlichen bis strittigen Auffassungen oder Beurteilungen Stellung nehmen können. Außerdem ist es für spätere Interpreteure dieser Interviews leichter, vorherige Haltungen der Interviewer oder deren mangelnde Reaktionen auf „empörende“ Aussagen der Interviewpartner als „vorläufige Mimikry“ zu interpretieren. Meine Erfahrung ist, dass sich in dieser vierten Phase die Gesprächssituation noch einmal neu entwickelt und auch neue Interpretamente entstehen – wieder ein Hinweis darauf, dass die sogenannte Neutralität zuvor zwar nicht vollständig erreicht werden kann, aber dennoch eine gewisse Relevanz hat.

Häufig werden solche Probleme gar nicht aktuell, nämlich zumeist dann nicht, wenn es den Befragenden gelingt, hohes Interesse zu signalisieren, die Zeitzeugenschaft als wesentliche Quelle darzustellen, Neugier auf die Lebensgeschichte zu demonstrieren (und zwar ernsthaft, nicht „hinterhältig“) und vor allem durch die Schaffung einer Bereitschaft, gemeinsam auf die Spur in die Vergangenheit gehen zu wollen. Die Fähigkeit, solche Haltungen zu vermitteln, scheint mir eine ebenso wesentliche Interviewer-Qualifikation wie auch und vor allem soziale Kompetenz, Expertenwissen gepaart mit fast hilflos erscheinender Professionalität, Neugier und empirische Offenheit für vielfältige Ansichten, Beurteilungen und Interpretationen.

14 Der methodologische Aufsatz von Lutz Niethammer ist immer noch äußerst lesenswert.

Einige weitere Hinweise: Es sollten nur selten Fragen nach Einstellungen und Einschätzungen gestellt werden oder nach Daten von Ereignissen usw., sondern Stimuli gegeben werden, die Anekdoten und Erzählungen evozieren, Beschreibungen von Menschen, Freunden, Familienangehörigen, Kollegen, Vorgesetzten, routinisierten Tagesabläufen, Konflikten, Beziehungen oder überhaupt konkrete Erzählungen von bestimmten Tagen, als man zum Beispiel zum ersten Mal zur Arbeit ging, die spätere Liebe zum ersten Mal traf oder eben verhaftet oder verschleppt wurde usw. Es hat sich gezeigt, dass man eher durch solche „Umwege“ etwas über frühere Einstellungen erfährt als durch direkte Nachfragen, deren Beantwortung häufig heutige Überlagerungen und Auffassungen demonstrieren.

Geschichten sollten auch dann nicht unterbrochen werden, wenn sie zum wiederholten Male erzählt werden; denn „Wiederholungsgeschichten“ werden immer wieder ausgefeilter und auf Pointen hin erzählt, weil sie offensichtlich „Erfolg“ bei einer Zuhörerschaft hatten. Sie lassen meines Erachtens deshalb Rückschlüsse auf frühere Einstellungen, vielleicht auch auf das frühere „Publikum“ zu. Ein Beispiel: Ein 1945 sehr junger Soldat, der sich mit 17 freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hatte, erzählte mir im Laufe dreier Interview-Sitzungen mindestens vier Mal die Geschichte einer Wette, die er im Sommer mit einem Betriebsratskollegen abgeschlossen hatte: Ich wette, sagte er sinngemäß, dass wir in diesem Betrieb keinen einzigen Nazi finden, keinen, der zugibt, Nazi gewesen zu sein. Die Wette ging um einen Kasten Bier. Sie glauben nicht, fügte er in meine Richtung hinzu, was damals ein Kasten Bier wert war. Und in der Tat: Sie fanden keinen einzigen Nazi in diesem Riesenbetrieb. Dabei hatte er sie doch „Heil“ schreien hören, als Mussolini 1936 mit Hitler bei Krupp war. „Ich kannte doch den Meister, der Nazi war und Fremdarbeiter schurigelte, einen hat er sogar erschossen. Aber ich, ich konnte mich nicht verstecken. Meine Tätowierung blieb.“ Es kostete mich einige Mühe, diese Geschichte, die er mir Jahre später wieder erzählte, ohne mit der Wimper zu zucken, ein fünftes Mal anzuhören. Aber es gab immerhin eine Neuerung: Das war die Tätowierung und deren Unvergänglichkeit.

Nützlich ist der Einsatz anderer persönlicher Dokumente wie Zeugnisse, persönliche Briefe oder Fotoalben. Gerade die letzten schaffen aus mehreren Gründen Anregungen für weitere Erinnerungen: Fotos haben eine andere Sinnlichkeit und regen andere Erinnerungen an; außerdem sind die Bildunterschriften selbst eine Quelle für sich, zumeist früher geschrieben; schließlich zeigen sich auch Differenzen oder Übereinstimmungen zwischen vorherigen Erzählungen und diesen Dokumenten.

Das ist einer der Gründe dafür, die Interviews möglichst in der Wohnung der Interviewpartner zu führen, um diese Dokumente schnell griffbereit zu haben. Ein weiterer Grund: Die Interviewpartner sind sicherer, weniger nervös, verhalten sich als Gastgeber, also zumeist hilfsbereiter und großzügiger, und empfinden das Interview eher als ihre eigene Sache.

Zusätzliche Paar-, Familien- oder Gruppeninterviews haben sich ebenfalls als hilfreich herausgestellt, sowohl zur Anregung von Geschichten als auch zur Herausbildung einer „gemeinsamen Erinnerung“ oder zur Korrektur des einen durch die andere und umgekehrt. Sie scheinen mir überdies besonders bei Fragestellungen oder Ereignissen notwendig, zu denen es keine anderen Quellen gibt.

In jedem Fall sollten Protokolle der Sitzungen durch die Interviewer und Interviewerinnen angefertigt werden, um ihre Haltungen, die ansonsten kaum sichtbar oder

hörbar werden, später in Rechnung stellen zu können, ihre Einschätzungen der Interviewpartner, ihre Sicht auf die Wohnungen und deren Einrichtungen oder der Atmosphäre des Gesprächs.

Die Volkskunde hat eine Vielzahl von „Erzähl-Gattungen“ ausgemacht, deren Charakterisierungen Anregungen sowohl für das Interview als auch für die Interpretation liefern (vgl. Lehmann¹⁵ 1978; 1983). In den historischen Analysen scheinen mir solche Gattungen aufzunehmen und ergänzbar zu sein: So zum Beispiel die immer wieder auftauchenden Erzählungen und Bilder, die zur „Selbstvergewisserung“ von Familien, Gruppen oder ganzen Bevölkerungsteilen in einer eher bedrohten Situationen dienen, oder „Überlistungsgeschichten“ der Schwachen gegenüber den gerade Mächtigen (zum Beispiel gegenüber den Nazis, gegenüber den Alliierten nach 1945 oder gegenüber Westdeutschen nach 1990). Sie zeichnen sich meiner Ansicht nach besonders dadurch aus, dass sie einer allgemeinen emotionalen Gefühlslage entsprechen, daher schnell aufgenommen und – häufig als eigene Erfahrung – weitergegeben werden: die „Persilschein“-Geschichten sind Beispiele dafür („jeder hatte plötzlich seinen Juden versteckt, so der Herr XY, der ‚Goldfasan‘ war, dann aber nach 1945 ...“) oder die Witze über die „unwissenden“ Alliierten, die man schnell ebenso überlisten konnte wie die tumben Westdeutschen nach 1990 in der ehemaligen DDR.

Fazit

Ein „gutes“ Interview muss sich meines Erachtens dadurch auszeichnen, dass es von unterschiedlichen Zugängen her verschiedene Erinnerungen aktiviert und das gesamte Set von Erzählungen, von Verweisen, Kontrollen und Interpretationen erweitert und so die Plausibilität einer bestimmten Annahme erhöht und die Möglichkeiten, auch durch andere Quellen Falsifizierungen oder Bestätigungen zu erfahren, verbessert. Die Vernetzungen verschiedener Ebenen, Inhalte und Erzählungen zu bestimmten Ereignissen, Abläufen oder Personen in Interviews entsprechen – so meine These – der Beschreibung der Gedächtnisforschung über die verschiedenen „Gedächtnisse“ eines Menschen und deren Vernetzung untereinander.¹⁶

Kritik an der Kritik und ihre Gefahren

Die Kritiker einer Nutzung der subjektiven Erinnerungszeugnisse als Quelle in der Historiographie sitzen im Glashaus, denn die Reduktion auf schriftliche Quellen, insbesondere auf Verwaltungsakten, ist heute noch problematischer als vor einigen Jahrzehnten: Die Aktenzentrierung ist in einer Zeit, in der die Aktenwirklichkeit nicht nur zu rechtsgestützt ist für den beschönigenden Schein, sondern auch in der Bedeutung rückläufig ist durch das Telefon, durch Videokonferenzen und Bilder/Fotos, durch E-Mails

¹⁵ Als einer der ersten in historischen Untersuchungen.

¹⁶ Zu diesen Fragen war auch Hans J. Markowitsch auf die Zeitzeugen-Konferenz eingeladen, dessen Vortrag – in Aufsatzform gebracht – ebenfalls in BIOS nachzulesen ist (Markowitsch 2000). Seine Beschreibung der verschiedene Bereiche des Gedächtnisses (des episodisch-autobiographischen und des Wissenssystems oder deklarativen Gedächtnisses) und deren Vernetzung untereinander scheinen mir meinen hier dargelegte Erfahrungen aus den Interviews und den genannten Beispielen zu entsprechen. Eine bedeutende Ausnahme: In unseren Interviews scheinen Daten und Fakten eher „vergessen“ zu werden als biographische Ereignisse. Und eine Frage bleibt: Affektiv besetzte Erlebnisse sind in den Ausführungen von Markowitsch mal erinnerungsverstärkend, mal hemmend zum Beispiel bei traumatisierten Personen.

und schnelle und unauffällige Löscharkeit großer Datenspeicher, noch fragwürdiger geworden, als sie es schon vorher war.¹⁷

Die Reduktion auf schriftliche Quellen allein ist – man muss es immer wieder betonen – in der Gefahr, Subjekte zu vernachlässigen auf eine scheinpositivistische Weise; denn nahezu alle Quellen der Historiographie sind subjektiv oder von Subjekten geschrieben, die in Interessenkonstellationen leben und arbeiten. Hier tut sich eine Unehrlichkeit vieler Historiker auf, die einerseits mit ihrer Bevorzugung der Akten-Quellen so tun, als ob sie in der Tradition des Positivismus stehen können, aber andererseits sehr genau wissen, dass auch ihre Quellenbasis nicht einmal den Schein naturwissenschaftlicher Methodik zulässt. Überdies sind die meisten Forschungen, die allein auf Verwaltungsakten basieren und sie unkritisch nutzen, „herrschaftsorientiert“. Ein Beispiel: Würde man sich bei der Untersuchung sowjetischer Speziallager in Deutschland allein auf die (sowjetischen) Akten verlassen, wäre jedem evident, dass dies eine einseitige Sicht der Sowjets verabsolutiere. In Ermangelung ähnlich umfassender Akten von anderer Seite sind die Erinnerungen oder frühere Aufzeichnungen der Häftlinge einziges Korrektiv. Ansonsten hieße dies: Wer die Akten anlegt und besitzt, hat die geschichtsmächtige Überlieferung oder Definitionsmacht – in diesem Beispiel über die Häftlinge in sowjetischen Lagern nach 1945.

Auch umgekehrt besteht die Gefahr, dass diejenigen, die mit subjektiven Erinnerungszeugnissen arbeiten, ihre Quellen ohne entsprechende, hier zum Teil benannte Kontrollen nutzen. Aber diese Gefahr ist geringer geworden, da sich in der erfahrungsgeschichtlichen Forschung eine Methodenvielfalt durchgesetzt hat, die ich bei traditionellen Historikern häufig vermisste.

Zugleich schafft die Nähe zu den Befragten andere Gefahren: zum Beispiel Überidentifikationen, vor allem mit den Opfern historischer Entwicklungen oder anderer Repräsentanten von politisch-historisch akzeptierten Gruppen (Arbeiter-Aktivistinnen und Widerständler bei Sozialdemokraten und Sozialisten, „starke Frauen“ bei Feministinnen, Bürgerbewegungs-Angehörige bei Kritikern der DDR usw. usw.). Aber auch eine starke Abwehr gegen bestimmte Gruppen und deren Vertreter („Täter“, informelle Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR usw.) kann vorschnelle Thesenbildungen und politisch-korrekte Interpretationen fördern und Quellenkritik reduzieren.

Es gibt eine regelrechte hermeneutische Falle, in die heute weniger als noch vor 20 Jahren fallen: Heute nimmt die qualitative Forschung die Aussagen der Befragten weder blauäugig als „die“ Wirklichkeit, noch werden die Subjekte entsprechend realhistorischen Vorannahmen für Illustrationszwecke zurechtgestutzt. Subjektive Erinnerungen oder Lebensverläufe nutzte man damals weit häufiger als heute ausschließlich als Beleg für Thesen, die man aus anderen Quellen gewonnen hatte, weniger als eigenständige Quelle für spezifische Fragestellungen zur subjektiven Verarbeitung historischer Erfahrungen.

17 Bekanntestes Beispiel dafür ist die Löschung von Akten im Bundeskanzleramt nach der Ablösung der Regierung Kohl 1998.

Schlussbemerkung: Zur „Unschärferelation“¹⁸ in der qualitativen historischen Forschung

Es ist eine erkenntnistheoretische Selbstverständlichkeit, dass für jeden Untersuchungsgegenstand spezifische methodische Instrumente gefunden werden müssen. Die Verarbeitung von Geschichte, das kollektive Gedächtnis oder auch kollektive Mythen über die Vergangenheit, die Beziehung zwischen großer Politik bzw. politisch-gesellschaftlicher historischer Veränderung und Lebenslauf bzw. Lebensgeschichte oder biographische (Neu-)Konstruktionen sind die großen Felder, in denen subjektive Erinnerungszeugnisse und besonders die mündlichen Befragungen (auch quantitativer Art wie in der Lebenslauf-Forschung) eine notwendige Rolle spielen müssen. Sie können auch Quellen für die Rekonstruktion von Fakten, Abläufen und Ereignissen in der Geschichte sein, entweder in Ermangelung anderer Quellen oder als Kontrolle und Korrektiv anderer methodischer Zugänge.

Die Erfahrungsgeschichte steht dabei vor dem großen Problem, dass es wie in allen Wissenschaften, die sich mit dem Subjekt und dessen Beziehung zur Gesellschaft befassen, eine „Unschärferelation“ gibt zwischen den Einzelnen (mit ihren Erinnerungen, persönlichen Erklärungen, Lebensverläufen) auf der einen und Gruppen, Milieus oder ganzen Gesellschaften auf der anderen Seite. Diese „Unschärferelation“ wird nicht vollständig aufgehoben werden können, da immer nur entweder das eine oder das andere wirklich „scharf“ gesehen werden kann, jeweils beeinflusst durch wissenschaftliche Instrumente selbst. Aber es gibt Annäherungen¹⁹ von der einen oder anderen Seite her: von der quantitativen Lebenslaufforschung, von früheren repräsentativen Querschnittsuntersuchungen einerseits, die allgemeine Veränderungen in Haltungen und Einstellungen fassen, aber ohne die Dynamik und die Voraussetzungen in den einzelnen Lebensgeschichten, und andererseits von der Seite des Subjekts her, die Erklärungen liefert über die Gründe der Veränderungen in den einzelnen Lebensgeschichten mit entsprechenden Vorerfahrungen, über Gründe ihres dynamischen Verlaufs mit allen Wendepunkten und Schlüsselerlebnissen.

Beide Sichtweisen zusammen helfen vielleicht, uns möglichst weitgehend auf diese historischen Veränderungen blicken zu lassen. Das Problem der „Unschärferelation“ muss den Beteiligten in der qualitativen (und quantitativen) Forschung bewusst sein. Schon in der Auswahl der Interviewpartner wird – in erfahrungsgeschichtlichen Untersuchungen prinzipiell – zwar keine Repräsentativität²⁰ erreicht werden können, mit Ausnahme der Untersuchung von kleinen Gruppen und deren heutiger Sicht. Dennoch sollten aber Gesprächspartner mit möglichst differierenden, wenn nicht gegensätzlichen, Erfahrungen vertreten sein, um eine möglichst große Vielfalt nach Geschlecht, Haltungen, weltanschaulichen, religiösen und politischen Orientierungen, Lebensver-

18 Erstmalig habe ich diesen Begriff 1983 genutzt – ebenso anfällig für Kritik und notwendigerweise ebenso unvollständig-offen (vgl. Plato 1983: 59).

19 Diese Annäherung erlaubt meiner Ansicht nach die Übernahme dieses Begriffs aus der Naturwissenschaft, genauer aus der Quantenphysik Heisenbergs.

20 Dass man in der qualitativen historischen Forschung auch über eine andere Bestimmung der „Repräsentativität“ als in den quantitativen Untersuchungen nachdenken müsste, dass fast alle „Erfahrungswissenschaftler“ von einem „Sättigungsgrad“ bei einer bestimmten Anzahl von Interviews ausgehen, nach denen keine weitere fundamentalen Verarbeitungsweisen und Haltungen einer Befragtengruppe herauskommen, habe ich bereits in dem Aufsatz *Geschichte und Psychologie* beschrieben (Plato 1998b).

läufen, Milieuzugehörigkeiten in den Blick nehmen zu können. Und in den Interpretationen sollten diese Bezüge zu anderen Forschungen, insbesondere zu den quantitativen Befragungen und Lebenslaufforschungen Berücksichtigung finden – wie auch umgekehrt.

Bekanntermaßen rekonstruieren nicht nur Zeitzeugen, sondern auch wir Angehörige der historischen Zunft Geschichte neu, sei es auf der Grundlage subjektiver Erinnerungsquellen, sei es auf der Grundlage von Akten. Zeitzeugen haben zwar Mühen mit ihrer Erinnerung und wir Historiker mit deren Interpretation, aber ähnliche Mühen haben wir auch mit der Interpretation von Akten; denn auch diese verlangen besondere Kenntnisse zu deren Deutung, die ebenfalls „veralten“. Wer kann schon die Differenzen in Akten – sagen wir – zwischen Zentralkomitee und einer Bezirks- oder Stadtleitung der SED so interpretieren wie die damaligen Beteiligten? Die damalige Sprache, in diesem Fall das „Parteideutsch“, scheint aus der zeitlichen Entfernung nahezu gleich oder lässt Differenzen verschwinden bzw. minimiert sie. Auch dies ist ein Übergang von Zeitgeschichte zur Geschichte, von „erfahrungsgesättigter Vergangenheit“ zur „reinen Vergangenheit“, und dieser Übergang ist für die Auslegung fast aller Quellen ähnlich kompliziert. Und manche Kritiker scheinen, wenn sie Erfahrungswissenschaft kritisieren, eine 100-prozentige Kongruenz von „vergänger Wirklichkeit“, Erinnerung und Berichten zu meinen. Aber welche historische Quelle welcher Art auch immer könnte dies leisten?

LITERATUR

- Assmann, Aleida (1999): Erinnerungsräume, Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses, München.
- Assmann, Aleida und Dietrich Harth (Hg.) (1991): Mnemosyne, Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Fischer-Wissenschaft, Bd. 10724, Frankfurt am Main.
- Assmann, Jan (1997)²: Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Ders. und Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 724, Frankfurt am Main, 9-19.
- Assmann, Jan und Tonio Hölscher (Hg.) (1988): Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 724, Frankfurt am Main.
- Domansky, Elisabeth und Harald Welzer (Hg.) (1999): Eine offene Geschichte, Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Studien zum Nationalsozialismus in der edition diskord, Bd. 4, Tübingen.
- Frei, Norbert (1999): Vergangenheitspolitik, Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München.
- Halbwachs, Maurice (1996): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Soziologische Texte, Bd. 34, Berlin, Neuwied 1966 oder als Taschenbuch, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 538, Frankfurt am Main 1985 (ursprünglich *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris 1925).
- Lehmann, Albrecht (1978): Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag, Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde, 74, 198-215.
- Lehmann, Albrecht (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf, Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main, New York.
- Markowitsch, Hans J. (2000): Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13, Heft 1, 30-50.

- Nora, Pierre (1990): Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 16, Berlin 1990.
- Koselleck, Reinhart (1994): Nachwort zu: Charlotte Beradt: Das Dritte Reich des Traums, in: Charlotte Beradt: Das Dritte Reich des Traums, Suhrkamp Taschenbuch, Bd. 2321, Frankfurt am Main, 117-132.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen, Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Ders. und Alexander von Plato: (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 3, Berlin, Bonn, 392-445.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983b): „Hinterher weiß man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist“, Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 2, Berlin, Bonn.
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.) (1985): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1945, Bd. 3, Berlin, Bonn.
- Plato, Alexander von (1983): „Ich bin mit allen gut ausgekommen.“, Oder: War die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager gespalten?, in: Lutz Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet, Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn, 31-66.
- Plato, Alexander von (1987): „Der Verlierer geht nicht leer aus“. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin, Bonn.
- Plato, Alexander von (1998): Erfahrungsgeschichte – von der Etablierung der Oral History, in: Gerd Jüttemann und Hans Thomae: Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim, 60-74.
- Plato, Alexander von (1998b): Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 11, Heft 2, 171-200.
- Plato, Alexander von (Hg.) (1999): Die DDR in der Erinnerung, Studienbrief der FernUniversität Hagen, Hagen.
- Plato, Alice von (2001): Präsentierte Geschichte, Ausstellungskultur und Massenpublikum im Frankreich des 19. Jahrhunderts, zugleich Hannover, Universität, Dissertation, 1999 unter dem Titel: Geschichte auf Umwegen, Massenpräsentation, Ethnologie und Geschichte auf den Pariser Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main, New York.
- Reichel, Peter (1995): Politik mit der Erinnerung, Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München, Wien.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, Kritische Informationen, Bd. 48, München, 159-260.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, herausgegeben von dem Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum Nürnberg, 67-156.

- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit, Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart, 78-118. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03188-4_5
- Schütze, Fritz (1986): *Das narrative Interview*, Kurs der FernUniversität Hagen, Hagen.
- Schütze, Fritz (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 2, Heft 1, 31-110.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 13, Heft 1, 51-63.